

## Dokumentarisches

### Als Flüchtling in der Sowjetunion. Berta Lask und ihre unveröffentlichte Bauernkriegs-Erzählung „Flüchtlinge“ von 1938

Carola Tischler

Die Schriftstellerin Berta Lask, die am 28. März 1967 in der DDR starb, hinterließ ein umfangreiches und vielgestaltiges Werk, das Kämpfe und Hoffnungen, Wirrungen und Irrungen der Arbeiterbewegung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widerspiegelt. Sie schrieb Gedichte und Erzählungen, viele kleine Skizzen und einen großen Roman sowie eine Reihe von dramatischen Werken, erschienen als selbstständige Bücher oder in diversen in- und ausländischen – vor allem sowjetischen – Zeitschriften und Zeitungen. Auch zur Entwicklung einer proletarischen Kinderliteratur trug sie maßgeblich bei. Vor allem jedoch ihre Dramen „Thomas Münzer“ (1925), „Leuna 1921“ (1927) und „Giftgasnebel über Sowjetrußland“ (1927) waren es, die in den Zwanzigerjahren ihren Ruhm als Schriftstellerin begründeten, obwohl (oder gerade weil) die Aufführungen von allen drei Stücken an staatlichen Bühnen nach der Premiere sofort verboten wurden. Berta Lask ist heute eine der vielen Unbekannten, was ihrer Rolle in der Entwicklung der proletarischen Literatur der Weimarer Republik nicht gerecht wird.<sup>1</sup>

Lask zählte neben Johannes R. Becher, Frida Rubiner, Franz Carl Weiskopf und anderen zu den Gründungsmitgliedern des 1928 in Berlin gebildeten Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS). Sie gehörte damals mit fünfzig Jahren schon zu der älteren Generation der Schreibenden, die im Literaturbetrieb

---

<sup>1</sup> Berta Lask ist zwar in den meisten einschlägigen Literatur-Nachschlagewerken bzw. den Forschungen zur Arbeiterliteratur vertreten; zuletzt: Dieter Schiller: Frauen im Umkreis der proletarisch-revolutionären Literatur, in: JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 2008/II, S.43-68, hier S.51-56. Jedoch gibt es keine einzige Monografie über sie bzw. ihr Werk. Als unpublizierte Arbeiten lagen mir vor: Sabine Hertwig: Untersuchungen zu weltanschaulichen und ästhetischen Positionen im Erzählwerk Berta Lasks, unter besonderer Berücksichtigung der Erzählwerke für Kinder und Jugendliche, Dissertation, Zwickau 1988; Edeltraut Korosa: Die schreibende Revolutionärin. Versuch einer Biographie über die Schriftstellerin Berta Lask, Diplomarbeit, Wien 1996; Dirk Schulze: Berta Lask. Atlantis ruft. Biographie und autobiographische Aspekte im Werk, Examensarbeit, Leipzig 1997 (überarbeitet 1998). Ein vollständiges Werkverzeichnis, das die rege Tätigkeit der Schriftstellerin dokumentieren würde, steht noch aus. Die Angaben in den Lexika sind sehr lückenhaft; am vollständigsten noch bei Hertwig, die auch Unveröffentlichtes berücksichtigte (nicht jedoch „Flüchtlinge“!), und Schulze. Beide begannen die mühevollen Arbeit, die zahlreichen Einzelveröffentlichungen in den verschiedenen Periodika aufzulisten.

neue Wege gehen wollten. Am 17. November 1878 in Wadowice/Galizien in einer jüdischen Fabrikantenfamilie geboren, kam sie mit ihrer Familie im Alter von sieben Jahren nach Falkenberg/Mark in Brandenburg. Anders als ihren beiden Brüdern blieb der „höheren Tochter“ ein Studium verwehrt. Im Alter von 23 Jahren heiratete sie 1901 den fünfzehn Jahre älteren Berliner Neurologen Louis Jacobsohn und wohnte seitdem in der Reichshauptstadt. Sie zogen vier Kinder groß, die Tochter Ruth (1902) sowie die drei Söhne Ludwig (1903), Hermann (1905) und Ernst (1906).

Schon als Jugendliche hatte Berta Lask zu schreiben begonnen. Das Schreiben wurde ihr – sobald der Haushalt mit vier kleinen Kindern ihr die Zeit ließ – zur Berufung. Ihr erstes Drama wurde 1914 aufgeführt, ihre erste Gedichtsammlung 1919 veröffentlicht. Zu dieser Zeit schrieb sie noch stark vom Expressionismus beeinflusst. Verschiedene Umstände verursachten Lasks Hinwendung zur sozialen Frage und damit auch zum proletarischen Theater in Anlehnung an das Erwin Piscators. Unter Anleitung von Alice Salomon, einer bürgerlichen Sozialfürsorgerin, hatte sie bereits als Schülerin Recherchen in Arbeiterfamilien durchgeführt, wodurch sie einen tiefen Einblick in deren soziale Lage bekam. Diesen erlangte sie auch durch die praktische Tätigkeit ihres Mannes, der zwar vor allem als Privatdozent für Neurologie forschte, während des Krieges aber auch eine Praxis betreiben musste. Ein einschneidendes Erlebnis für sie war der Tod ihrer Brüder Emil, eines begabten jungen Philosophen, und Hans im Ersten Weltkrieg, der sie zu einer entschiedenen pazifistisch-antimilitaristischen Haltung führte.<sup>2</sup> Durch den Tod der beiden „Stammhalter“ der Familie Lask wurde es dem Ehepaar Jacobsohn gestattet, ihren eigenen Kindern den Familiennamen Lask zu geben, während sie beide fortan den Familiennamen Jacobsohn-Lask trugen. Berta veröffentlichte jedoch weiterhin unter ihrem Geburtsnamen Lask. Schon bald interessierte sie sich für die Oktoberrevolution und das sowjetrussische Experiment, was sie schließlich 1923 zu ihrem Eintritt in die KPD bewog.

Berta Lask fing sogleich an, russisch zu lernen, und versuchte sehr bald, zu Studienzwecken in die Sowjetunion zu reisen. Sie wollte, wie sie in einem Brief an die Zentrale der KPD erklärte, „die dort erworbenen Kenntnisse später in Deutschland im Dienst des Proletariats fruchtbar machen“.<sup>3</sup> Vor allem interessierte sie sich für die Gebiete Kunst und Volkserziehung. Der Berliner Parteibezirk befürwortete ihren Reiseantrag von 1924 nicht, woraufhin auch die Zentrale der KPD kein Gesuch an das Exekutivkomitee der Komintern (EKKI) in Mos-

---

2 Siehe Gespräch der Mitarbeiter des Instituts für Slawistik E. Weiß und G. Düwel mit Berta Lask am 3.3.1964, Archiv der Akademie der Künste Berlin (AdK), Berlin, Berta-Lask-Archiv, Sammlung (Slg.) 23. Emil Lask, seit 1910 Professor in Heidelberg, arbeitete auf dem Gebiet der neukantianischen Erkenntnistheorie und gilt als Entwickler einer „Logik der Logik“. Hans Lask hatte die Papierfabrik in Falkenberg übernommen.

3 Brief von Berta Lask an die Zentrale der KPD, 20.7.1924, Russisches Staatliches Archiv für sozial-politische Geschichte (RGASPI), Moskau, 495/205/1415, Bl. 20.

kau stellte. Zu unbekannt wird Lask noch in den Netzwerken der Partei gewesen, zu unbedeutend wird sie den politischen Entscheidungsträgern als schreibende Frau mit Interesse an Kunst und Volkserziehung erschienen sein. Sie ließ aber nicht ab von ihrem Vorhaben, sodass sie ein Jahr später ihre erste Reise nach Moskau im Gefolge einer deutsch-französisch-belgischen Lehrerdelegation antreten konnte. Es folgten die Teilnahme an der 1. Internationalen Konferenz proletarischer und revolutionärer Schriftsteller im Jahre 1927 und Aufenthalte im Auftrag des Internationalen Arbeiterverlages 1928, 1930 und 1931, die sie in verschiedenen Veröffentlichungen verarbeitet.

#### *Zwanzig Jahre im Exil in der Sowjetunion*

Aufgrund ihrer dezidierten schriftstellerischen Parteinahme für die KPD stand Berta Lask schon in der Weimarer Republik unter Polizeiaufsicht. Ende März 1933 wurde sie auf offener Straße in Berlin verhaftet. Sie blieb einen Monat im Polizeipräsidium inhaftiert und wurde dann in das Frauengefängnis Barnimstraße gebracht, wo sie weitere zwei Monate einsaß. Mithilfe eines von der Familie eingeschalteten Rechtsanwaltes kam sie bei einer Massenentlassung Ende Juni 1933 frei. Nach Rücksprache mit der Partei emigrierte sie unverzüglich. Sie ging, geleitet von ihrer Schwiegertochter Mira, illegal über die Grenze nach Prag, wo sie von den Schwestern des 1924 gestorbenen Franz Kafka aufgenommen wurde. Dies waren familiäre Bande: Eine ihrer Schwiegertöchter, Dora Diamant, war die letzte Lebensgefährtin Kafkas gewesen. Insgesamt hielt sich Lask etwa sieben Wochen in Prag auf, bevor sie im Herbst 1933 in die Sowjetunion weiterfuhr. Dort kam sie in den ersten Wochen bei Bekannten unter.<sup>4</sup>

Im Januar 1934 versuchte Lask in Moskau ein Einverständnis der deutschen Parteivertretung zu bekommen, sich den deutschen Behörden als Austausch für ihren ältesten Sohn Ludwig zu stellen. Ludwig, auch Lutz genannt, war nach einem Studium der Nationalökonomie in Kiel, das er 1930 beendete, in die KPD eingetreten. Er begann, als er 1931 nach Berlin zurückkehrte, unter dem Namen L. Lutz an der Marxistischen Arbeiterschule Kurse zu leiten. Dabei lernte er im Sommer 1931 seine spätere Frau Dora Diamant kennen. Im August 1933 wurde er in Berlin verhaftet und zu acht Monaten Schutzhaft verurteilt. Da ihr Sohn, wie Lask schrieb, „begabter als ich und 25 Jahre jünger“ und von „schwächlicher Konstitution“ sei, fürchtete sie um sein Leben.<sup>5</sup> Möglicherweise wollte sie der Partei auf diese Weise Druck machen, sich für die Freilassung ihres Sohnes zu engagieren. Sie bewies auch in der folgenden Zeit viel Energie, um ihm, als er nach seiner Entlassung im März 1934 und mehreren Monaten Wartens in Prag schließlich in die UdSSR einreisen konnte, in Moskau eine ihm gemäße Arbeitsstelle zu verschaffen. Dort kam er schließlich im Marx-Engels-Lenin-Institut unter und führte in Moskau den Namen Hans Eisler.

---

4 Nach Angabe von Schulze, Berta Lask, S.38, bei der alten Bolschewikin Ella Feldman.

5 Brief von Berta Lask an die Parteivertretung, 10.1.1934, RGASPI 495/205/1415, Bl. 29.

Um ihre noch in Deutschland weilenden Angehörigen nicht zu gefährden, schrieb Lask in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Moskau unter einem Pseudonym.<sup>6</sup> Ihren späteren Aussagen zufolge hat ihr das Pseudonym geschadet, da „die zentralisierten deutschen Redaktionen mit Ausnahme der Zeitschrift ‚Zwei Welten‘ unter meinem Pseudonym nichts veröffentlichen wollten“.<sup>7</sup> Dahinter verbargen sich die nicht wenigen Kämpfe innerhalb der exilierten Schriftstellerkolonie um Ansehen, Veröffentlichungsplätze, Beziehungen, Honorare. Lask fühlte sich zurückgesetzt. „Es wird von den betreffenden Instanzen, wohl eine bestimmte Kominterngruppe und [die] MORP<sup>8</sup>, eine unerhörte Prominentenpolitik betrieben. Alle außer etwa [die] vier deutschen Schriftsteller Plievier, Scharrer, Bredel, Ottwaldt werden systematisch von jeder Sitzung zur Besprechung der Aufgaben ferngehalten, von jeder Verbindung mit den russischen Genossen oder öffentlichen Zusammenkünften mit den Gästen ferngehalten“,<sup>9</sup> schrieb sie im Januar 1935 an Wilhelm Pieck, der in den folgenden Jahren für sie immer wieder eine vertraute Anlaufstelle wurde. In diesem Brief beschwerte sie sich, dass 1934 in der „Deutschen Zentral-Zeitung“ nur ein einziger Beitrag von ihr erschienen war, in der „Internationalen Literatur“ kein einziger. Und auch die VEGAAR, der Verlag für ausländische Literatur, wolle mit ihr keinen Vertrag über den Roman abschließen, den sie schon in Deutschland begonnen hatte. „Angesichts dieses fortdauernden und sich verschärfenden Boykottes stelle ich die Frage: was hat die Partei gegen mich vorzubringen?“<sup>10</sup> Dieses Gefühl der Zurücksetzung blieb bis in die Nachkriegszeit, im Grunde bis zu ihrem Tod bestehen. Es ist schwierig zu rekonstruieren, welche Ursachen in diesen ersten Jahren der Emigration den einzelnen Vorgängen zugrunde lagen. Nach den Ereignissen der Terrorjahre hat man rückblickend oft den politischen Hintergründen eine besondere Tragweite zugebilligt. Künstlerische Einwände und persönliche Animositäten wurden nachträglich in politische Gründe umgewertet, was

---

6 Seltsamerweise nennt sie in den Briefen und den verschiedenen Personalbögen immer nur den Namen Grete Wieland, obwohl in den Veröffentlichungen und späteren Literaturgeschichten nicht der weibliche Name Grete, sondern der männliche Gerhard auftaucht. Ob die Verlage diese „Geschlechtsumwandlung“ zwecks besserer Verkaufszahlen vornahmen, kann nur gemutmaßt werden.

7 „Meine Biographie“, Lebenslauf o. D. [etwa 1937], RGASPI 495/205/1415, Bl. 38.

8 Meždunarodnaja organizacija revoljucionnyh pisatelej/Internationale Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller, die Dachorganisation, in der der BPRS die deutsche Sektion bildete.

9 Brief von Berta Lask an Wilhelm Pieck, 5.1.1935, RGASPI 495/205/1415, Bl. 40f. In einem Artikel zu Ehren des achtzigjährigen Wilhelm Pieck schrieb sie: „[Ein] Erlebnis zeigte mir anschaulich Wilhelm Piecks starkes Interesse für unser schriftstellerisches Schaffen. [...] Und die Fragen nach meinem Roman bestätigten mir die Gewißheit, daß der Freund der Literatur und Kunst auch unsere Schriftstellerarbeit mit einbezog in das künftige große Aufbauwerk.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 104 („Wilhelm Pieck“).

10 Lask an Pieck, 5.1.1935, Bl. 40.

nicht immer – wahrscheinlich sogar in den wenigsten Fällen – der Fall war.<sup>11</sup> Auch Pieck antwortete auf Lasks Frage im Januar, was die Partei gegen sie vorzubringen habe: „Nichts. Jedenfalls sind irgendwelche gegen Dich gerichtete Anweisungen von der Parteileitung nicht ergangen.“<sup>12</sup>

Ein Problem der Werke von Lask hatte Andor Gabor – wie sie Mitbegründer des BPRS, seit 1934 in Moskau und Leiter der „Arbeitsgemeinschaft für erzählende Prosa“ in der MORP – in einer freundschaftlich gemeinten Kritik ihrer Erzählung „Reichsbannermann Wermut“ folgendermaßen charakterisiert: „Überhaupt, Berta, hier kommt ein Grundfehler unserer Literatur krass zum Vorschein. Wir kommunistische Schriftsteller waren, alle, Parteifunktionäre. In dieser Eigenschaft sahen wir alle Leute, mit denen wir zu tun hatten, von ihrer politischen Seite her. Und wir haben die literaturverwüstende Neigung, die Menschen nur aus Politik bestehend darzustellen. Dadurch entstehen tote Menschen.“<sup>13</sup> Gabor hatte diese Fundamentalkritik an Lask schon nach ihrem Leuna-Buch in den Zwanzigerjahren geübt und wiederholte sie 1935, als sie ihm die Erzählung „Berlin – Schlesien und zurück“ zu lesen gab.

Lask schaffte es dann trotz des vermeintlichen Boykottes sehr aktiv in Moskau zu arbeiten. Sie veröffentlichte auf deutsch und auf russisch und arbeitete an ihrem mehrbändigen, stark autobiografisch gefärbten Entwicklungsroman, der damals noch den Werktitel „Atlantis“ trug und später in der DDR unter „Stille und Sturm“, allerdings nur bis zum Jahre 1933 reichend, veröffentlicht wurde.<sup>14</sup> Sie erhielt Kommandierungen in die Wolgarepublik und recherchierte im Archiv in Engels. Ihre Aktivitäten führten auch dazu, dass ihr im Jahr 1936 gestellter Antrag, eine Pension aufgrund ihrer revolutionären Verdienste zu erhalten, genehmigt wurde. Schließlich war sie damals bald sechzig Jahre alt. Die deutsche Parteileitung befürwortete dieses Ersuchen, ebenso wie ihre Überführung in die kommunistische Partei der Sowjetunion. Vom Vizesekretär des sowjetischen Schriftstellerverbandes und Sekretär der Auslandskommission Michail Apletin

---

11 Ervin Sinko hat in seinem „Roman eines Romans“ treffend die bürokratischen Schwierigkeiten und Absurditäten des sowjetischen Literaturbetriebs der Dreißigerjahre beschrieben.

12 Brief von Wilhelm Pieck an Berta Lask, 22.1.1935, RGASPI 495/205/1415, Bl. 43.

13 Andor Gabor an Berta Lask, 27.5.1934, AdK Berta-Lask-Archiv, Slg. 61. Vierzig Jahre später wird es der Literaturwissenschaftler Klaus Kändler folgendermaßen formulieren: „Berta Lask hat das Verdienst, das moderne, kämpfende Proletariat zum ersten Male im Drama dargestellt zu haben, wenngleich immer als Masse, nie den Proletarier als bewußt handelnden Helden.“ Klaus Kändler: Drama und Klassenkampf. Beziehungen zwischen Epochenproblematik und dramatischem Konflikt in der sozialistischen Dramatik der Weimarer Republik, Berlin-Weimar 1974, S.142.

14 Im Archiv der AdK befinden sich die Entwürfe und Manuskripte eines vierten, unveröffentlichten Bandes, den sie in den Fünfzigerjahren konzipierte und der auch die Jahre des Exils umfasst: AdK Berta Lask Nr. 4/1- 4/4. Darin sind auch ihre Erfahrungen mit dem Terror in der Sowjetunion verarbeitet.

und vom Parteiorganisator der deutschen Parteigruppe Sandor Barta wurde sie in der typischen Funktionärssprache als „politisch innerlich gesund, jedoch sehr wenig geschult und stark gefühlsmäßig eingestellt“<sup>15</sup> eingeschätzt.

Inzwischen war es ihr auch gelungen, ihre beiden anderen Söhne in die Sowjetunion nachkommen zu lassen. Ihr Sohn Hermann kam mit seiner Frau Alice 1935 mit Intourist in die Sowjetunion, erhielt von der Komintern die Erlaubnis, in der Sowjetunion zu bleiben und arbeitete als ausgebildeter Papiertechniker in Archangelsk im dortigen Papier- und Zellstoffkombinat Sevsulfatstroj. Ihr jüngster Sohn Ernst, studierter Volkswirt wie der älteste, hatte seit Frühjahr 1932 in der Berliner Handelsvertretung der UdSSR gearbeitet. Er emigrierte im September 1933 nach Holland, wo er zwei Monate bei Verwandten, möglicherweise bei seiner Schwester, lebte.<sup>16</sup> Von dort fuhr er für zehn Monate nach Paris und Ende 1934 nach Moskau. Dort konnte Ernst nach Fürsprache von Edwin Hoernle, Nathan Steinberger und Bela Fogarasi – einem Schüler von Bertas Bruders Emil Lask und schon lange ein Freund der Familie – im Internationalen Agrarinstitut arbeiten. In Moskau trug Ernst den Namen Franz Lohse. Berta Lasks jüngster Sohn starb im Juni 1936 in Moskau nach einer Lungenentzündung an einem Lungenabzess.<sup>17</sup> Ihm ist eine bisher unveröffentlichte Erzählung gewidmet, die die Mutter aus den Tagebüchern des Sohnes und ihren Kinderbüchern, die sie für jedes ihrer Kinder angelegt hatte, komponierte.<sup>18</sup>

---

15 Notiz, 27.9.1936, RGASPI 495/205/1415, Bl. 50.

16 Die Tochter Ruth, das einzige Kind, das nicht Mitglied der KPD wurde, hatte den Juden Ernest Friedländer geheiratet. Mit dem 1929 geborenen Sohn Frank verließen aber auch sie 1933 Deutschland und wohnten in den Niederlanden, wo Berta Lask sie 1934 besuchte. Diese Familie konnte nach Kriegsbeginn 1940 in die Vereinigten Staaten weiteremigrieren.

17 Die Medizinhistorikerin und Ärztin Ulrike Eisenberg, der ich viele Einzelheiten der Familiengeschichte verdanke, vermutet, dass er schon länger an Lungentuberkulose litt. Ernst Lasks Frau Mira (Geburtsname: Selma Landmann) kehrte 1957 in die DDR zurück und war maßgeblich an der Herausgabe von Werken ihrer Schwiegermutter beteiligt.

18 Im Vorwort zu dieser Erzählung heißt es: „Ernst wurde 1906 geboren. Er war mein Mann und Kampfgenosse. Von 1921 bis 1923 führte er ein Tagebuch. Neun Jahre später fand er nicht unvorbereitet den frühen Tod auf Kampfposten als treues tätiges Mitglied der Kommunistischen Partei. Ich übergebe die Aufzeichnungen seiner Entwicklung der Öffentlichkeit, diese naiven und nachdenklichen Aufzeichnungen eines bürgerlichen Knaben aus einer Intellektuellenfamilie, der sich zum Kommunismus entwickelt.“ Das Prosastück endet folgendermaßen: „Beide [gemeint sind die Brüder Gracchus als Analogie zu den beiden Brüdern der Erzählung, C. T.] wurden von den Gegnern erschlagen, der jüngere zehn Jahre später als der ältere. Seiner Mutter wurde verboten Trauerkleidung zu tragen.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 28. Der Schwiegersohn Ernest Friedländer schrieb am 26.7.1936 aus den Niederlanden: „Wenn Mutter ihn aus der Wahlllosigkeit zurückholen kann, so wäre das schön, und ich wünsche, daß ihr dieses Werk gelingt. Keiner wäre geeigneter als sie, seiner Seele nochmals menschliche Form zu geben.“ AdK, Berta-Lask-Archiv, Slg. 66.

Als letztes Familienmitglied bekam der 73-jährige Ehemann Louis Jacobsohn-Lask 1936 eine passende Arbeitsstelle in der Sowjetunion. Dabei waren nicht nur die Bemühungen der Ehefrau hilfreich, sondern vor allem Jacobsohns-Lasks langjährige internationale Kontakte mit russischen Medizinern. Mehrmals bereits war er auf Kongressen in der Sowjetunion gewesen.<sup>19</sup> Zusammen mit ihm führten Ludwigs Ehefrau Dora mit dem 1934 geborenen Töchterchen Marianne nach Moskau. Nachdem Jacobsohn-Lask den Vorschlag, in Moskau an einem großen Krankenhaus die Leitung einer neurologischen Abteilung zu übernehmen, aufgrund seines Alters abgelehnt hatte, nahm er das Angebot an, in Sevastopol an seinem wissenschaftlichen Werk weiterzuarbeiten. Berta zog zu ihrem Mann, hielt sich aber wegen beruflicher und privater Angelegenheiten häufiger in Moskau auf.

Neben der Arbeit an Artikeln und Erzählungen sowie ihrem Roman hatte Lask sich auch wieder der dramatischen Form zugewandt. Im Jahr 1937 beendete sie ihr Drama „Fackelzug“, das in einer deutschen Universitätsstadt spielt und den ideologischen Kampf der Hochschul-Intellektuellen mit dem illegalen politischen Kampf der Arbeiter eines Betriebes verwebt. Mit dem Moskauer Theater der Revolution war bereits die Aufführung verabredet, sie kam aber nicht mehr zustande. Pieck bezeichnete das Stück als zu pessimistisch, es vermittele ein falsches Bild vom gegenwärtigen Deutschland.<sup>20</sup> Es werden schon die Auswirkungen des sowjetischen Terrors gewesen sein, die die deutsche Parteileitung im Jahr 1937 extrem vorsichtig agieren ließen. Für die KPD als Partei begann der Terror bereits mit dem ersten Schauprozess 1936. Inwieweit Berta Lask in Sevastopol zu diesem Zeitpunkt eine Ahnung hatte von der Plötzlichkeit, mit der jeder Einzelne in den Terror involviert werden konnte, ist unbestimmt. Unmittelbar betraf er sie, als im Februar 1938 ihr Sohn Hermann und ihre Schwiegertochter Alice in Archangelsk verhaftet wurden. Einen Monat später holte das NKVD in Moskau ihren Sohn Ludwig ab. Dieser wurde nach einem Prozess zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt und nach Kolyma verschickt.<sup>21</sup> Diese beiden Ereignisse waren die Auslöser für Lasks Erzählung „Flüchtlinge“.

---

19 Siehe Vier Wochen in Sowjetrußland. Bericht des Berliner Neurologen Louis Jacobsohn-Lask über seine Reise in die Sowjetunion 1927, eingeleitet von Ulrike Eisenberg, in: *JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung* 2007/I, S.139-157; Ulrike Eisenberg: *Vom „Nervenplexus“ zur „Seelenkraft“*. Werk und Schicksal des Berliner Neurologen Louis Jacobsohn-Lask (1863-1940), Frankfurt am Main 2005.

20 Siehe *Lexikon sozialistischer Literatur in Deutschland. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, Stuttgart 1994, S.284.

21 Seine Frau Dora wurde mit der gemeinsamen Tochter Marianne ausgewiesen und konnte nach Großbritannien entkommen, wo sie bis zu ihrem Tod lebte. Da während des Krieges keine deutschen Strafgefangenen entlassen wurden, kam Ludwig erst 1946 frei und arbeitete erst in Magadan, ab 1947 in Novosibirsk in einem Automobilwerk. Es finden sich in dem unveröffentlichten Romanmanuskript von Lask Passagen, die darauf schließen lassen, dass Lask ihren Sohn während des Krieges im Lager besuchte.

Die „besonderen Umstände“ der Erzählung „Flüchtlinge“

Am 9. Juli 1938 schickte Walter Ulbricht als Vertreter der deutschen Sektion bei der Komintern an den Vorsitzenden der KI Georgij Dimitrov die Erzählung, die Lask an die Redaktion der „Internationalen Literatur“ gesandt hatte. Ihr alter Bekannter aus BPRS-Tagen, der Chefredakteur Johannes R. Becher, war sich sofort der Brisanz des Stoffes bewusst gewesen und hatte den Text gleich weitergereicht. „Offensichtlich hat die Erzählung“, so argwöhnte Ulbricht gegenüber Dimitrov, „den Zweck, unter Anwendung der Taktik des Trojanischen Pferdes gegen die SU, die trotzkistischen Verleumdungen zu unterstützen.“<sup>22</sup> Wäre auch Berta Lask verhaftet worden, so hätten spätere Historiker vermutlich die Erzählung Lasks und die Bewertung durch Ulbricht als Motivation dafür interpretiert. Aber ihr geschah – warum auch immer – nichts. Aktenkundig wurde die Angelegenheit erst wieder, als es ein knappes Jahr später um die Personalrente, die Lask seit 1936 bezog, ging. Ulbricht bat um Auskünfte und wandte sich dabei an Becher. Dieser schrieb am 1. April 1939 an die deutsche Vertretung der Komintern: „Mit Genossin Berta Lask haben wir seit der bekannten Angelegenheit mit ihrer ‚Erzählung‘ keinerlei Verbindung mehr. Ich bin der Ansicht, dass Genossin Lask, die jetzt über 60 Jahre alt ist, damals, als sie die ‚Erzählung‘<sup>23</sup> verfasste, nicht voll zurechnungsfähig war. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, mit Genossin Lask diese Sache zu besprechen und [zu] bereinigen.“ Trotzdem solle ihr, so Becher, „[d]ie Weiterauszahlung der Rente [...] nicht verweigert werden.“<sup>24</sup> Ulbricht teilte der Kaderabteilung im Nachgang zu dem Gespräch, das er nach Empfehlung von Becher mit Lask geführt hatte, schriftlich mit, „dass wir gegen diese sogenannte Novelle [waren], weil hier unter der Maske einer geschichtlichen Darstellung gegen Maßnahmen des NKWD, die sie gegen Feinde vornimmt, Stellung genommen wird und überhaupt gegen die Wachsamkeit geschrieben wird.“<sup>25</sup>

Lask verfasste am Tage des Gesprächs mit Ulbricht folgende Erklärung: „Vor einem Jahr habe ich die Novelle bei der Redaktion der Internationalen Literatur eingereicht, die von den Organen der KPD als politisch fehlerhaft abgelehnt wurde. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass die Erzählung in der Tat im Falle ihrer Veröffentlichung geeignet gewesen wäre, die Wachsamkeit einzuschläfern. Damit erkenne ich die von der Partei geübte Kritik als berechtigt an und betrachte die Abfassung der Novelle als einen ernsten politischen Fehler. Ich hoffe, durch meine gesamte künftige literarische und politische Tätigkeit beweisen zu können, dass dieser Fehler ein einmaliger war, zu erklären aus einer außerordentlichen Erregung, in der ich mich damals infolge

22 Brief von Ulbricht an Dimitrov, 9.7.1938, RGASPI, 495/74/133, Bl. 82.

23 Die Anführungszeichen bei dem Wort Erzählung wurden beidesmal handschriftlich hinzugefügt.

24 Brief von Becher an Ulbricht, 1.4.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 60.

25 Notiz Ulbrichts an die Kaderabteilung, 3.7.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 65.

besonderer Umstände, die der Partei wohl bekannt sind, befand.“<sup>26</sup> Ihre „außerordentliche Erregung“ hatte sich ein wenig gelegt, nachdem in Archangelsk die Schwiegertochter Alice im Januar und der Sohn Hermann im Mai 1939 aus der NKVD-Haft entlassen worden waren. Vielleicht – und das kann zusätzlich ein Grund für ihre Erklärung gewesen sein – hoffte sie auf eine ähnliche Entwicklung für Ludwig: der Terror war ein Irrtum und nach einer Prüfung würde sich alles wieder aufklären.

Nach dem Tod ihres Mannes 1940 kehrte Berta Lask aus Sevastopol zunächst nach Moskau zurück. Infolge der Evakuierung nach Kriegsbeginn konnte sie im Oktober 1941 zu ihren Kindern nach Archangelsk ziehen, bemühte sie sich aber wie alle anderen verstreuten Schriftsteller auch, wieder nach Moskau zurückzukehren, was ihr schließlich Ende 1944 gelang. Seit 1945 wohnte sie im Hotel Lux. Sie hielt in den folgenden Jahren Vorträge im Radio und an der Hochschule für Fremdsprachen, absolvierte dort auch Doktorandenkonsultationen über deutsche Literatur und arbeitete weiter an ihrem Roman bzw. daran, ihn im neuen Deutschland erscheinen zu lassen.

#### *Rückkehr in ein anderes Deutschland*

Schon 1948 kamen Hermann, Alice und ihr 1937 geborener Sohn Ernst Lask in die SBZ. Für ehemals Verhaftete war dies relativ früh. Auch Berta Lask hatte 1948 eine Ausreisegenehmigung, die sie jedoch verfallen ließ, da sie ohne ihren Sohn Ludwig nicht aus Moskau wegfahren wollte. Ihre mehrmaligen Gesuche an die Kommission im ZK der VKP(B), die die Ausreisegenehmigung erteilen musste, waren erfolglos, weil gegen Ludwig und gegen seine Frau Dora kompromittierendes – so die damalige Diktion – Material vorlag.<sup>27</sup> Erst nach Stalins Tod war für beide im Herbst 1953 der Weg nach Ostberlin möglich.

Hatte Berta Lask gehofft, an ihre literarische Arbeit vor 1933 anknüpfen zu können? Hatte sie geglaubt, nun könnten im Ostteil Deutschlands die Früchte der politischen Anstrengungen der KPD geerntet werden? In einer Charakteristik des Verbandes der sowjetischen Schriftsteller, dessen Mitglied Lask seit 1934 war, hatte es 1948 geheißen: „Als Schriftstellerin ist Lask ziemlich mittelmäßig und überschätzt sich offensichtlich gleichzeitig. Aus diesen Gründen gab es eine Reihe von Streitigkeiten mit dem Redakteur der in Moskau erscheinenden Zeitschrift ‚Internationale Literatur‘. [...] Die Autorität der Schriftstellerin Berta Lask in den deutschen Schriftstellerkreisen ist unbedeutend, und wir sind überzeugt,

---

26 Erklärung von Berta Lask an die deutsche Vertretung bei der Komintern, 29.6.1939, RGASPI 495/205/1415, Bl. 64.

27 Ablehnungen erfolgten am 25.8.1949 durch die Ausreisekommission beim ZK und am 9.12.1950 durch die (umbenannte) Außenpolitische Kommission beim ZK. Ein erneutes Gesuch im Jahr 1951 wurde aufgrund unveränderter Bedingungen nicht behandelt. Siehe Brief des Vorsitzenden der Außenpolitischen Kommission beim ZK der VKP(B), Grigor'jan, an einen besonderen Sektor im ZK der VKP, 8.5.1951, RGASPI 495/205/1415, Bl. 13.

dass ihre Rückkehr nach Deutschland der politischen Arbeit der deutschen Schriftsteller keinen Nutzen bringen wird.“<sup>28</sup> In der literaturwissenschaftlichen Retrospektive urteilte Sabine Hertwig 1988: „Zur künstlerischen Gestaltung der neuen Verhältnisse in der DDR stieß Berta Lask nicht mehr vor. Das begründet sich sowohl aus ihrem hohen Alter als auch aus dem Fehlen konkreter Erfahrungen und Erlebnisse aus der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung auf dem Gebiet der DDR.“<sup>29</sup> Tatsächlich spielte sie im literarischen Leben der DDR keine Rolle.

Offensichtlich weigerte sich Berta Lask seit ihren größeren Erfolgen Mitte der Zwanzigerjahre störrisch, alle gutgemeinten Hinweise und Ratschläge von Literaturkennern in ihrem Schaffen umzusetzen, vielleicht reichten ihre Begabung oder ihr Intellekt, vielleicht ihre starke Parteibindung, vielleicht auch ihre ungenügende Förderung als Frau nicht aus, um Literatur zu schaffen, der ein bleibender Platz im Kanon der Weltliteratur gebührt. Ganz sicher setzten sich aber jetzt wie schon seit 1937 in Moskau politische Beweggründe bei der Nichtberücksichtigung von Lask im literarischen Nachkriegsdeutschland durch. Ihr Romanmanuskript, für dessen Veröffentlichung sie seit 1945 kämpfte, wurde 1947 in einem Gutachten für den Dietz-Verlag abgelehnt, weil es zu starke Kritik an der SPD übe und außerdem eine jüdische Familie im Mittelpunkt stehe.<sup>30</sup> Erst 1955 brachte der Mitteldeutsche Verlag in Halle den unverfänglicheren Teil des Werkes heraus. Später erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen: 1957 die Clara-Zetkin-Medaille, zu ihrem achtzigsten Geburtstag 1958 die Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus“ und den „Vaterländischen Verdienstorden in Silber“<sup>31</sup> und zu ihrem Fünfundachtzigsten 1963 den „Vaterländischen Verdienstorden in Gold“. Glücklicher wäre sie natürlich über Gedrucktes gewesen.

Im Jahr 1964 schrieb Berta Lask an Alfred Kurella in seiner Funktion als Sekretär der Sektion Dichtkunst und Sprachpflege der Deutschen Akademie der Künste, wohin Lask 1962 ihren literarischen Nachlass – mit dem geheimen Wunsch nach einer Gesamtausgabe – gegeben hatte: „Ich möchte gern, dass ein Teil meiner Werke, die die Zeit behandeln, in der auch Du mitgestritten hast, unter die Menschen kommt.“<sup>32</sup> Für Kurella, der wie sie im sowjetischen Exil gelebt hatte, kam jedoch eine Veröffentlichung des letzten Bandes ihres Romans, an dem sie seit

28 Charakteristik [russ.], 24.6.1948, RGASPI 495/205/1415, Bl. 114f.

29 Hertwig, Untersuchungen, Anhang: Thesen zur Dissertation, hier: These 28.

30 Gutachten von Herwig Förderer, 29.10.1947, Bundesarchiv (BArch), Berlin, DY 30/24867, o. P. Gerechterweise muss man aber hinzufügen, dass der Gutachter dieses Urteil unter den gegebenen Umständen einer geringen Buchproduktion fällt. Bei größeren Druckkapazitäten, so führte er aus, würde auch dieses Buch seinen Verlag finden.

31 Bezeichnend die in diesem Zusammenhang entstandene knappe Notiz in Lasks deutscher Personalakte von einem Mitarbeiter namens Grütner (6.11.1958): „Gen. Lask, Berta/keine negativen Punkte“, BArch, DY 30/IV 2/11/v 1003, Bl. 13.

32 AdK, Berta-Lask-Archiv, Slg.75.

der Rückkehr in die DDR schrieb, ebenso wenig infrage wie die Publikation der Erzählung „Flüchtlinge“.

„Flüchtlinge“ trägt den Untertitel: Erzählung aus dem deutschen Bauernkrieg 1525 nach einer alten Chronik. Darin wird berichtet, wie ein junger Schreiber namens Ludwig Valentin, der sich dem Aufstand der Bauern angeschlossen hatte, nach Folterungen durch Landsknechte in die freie Schweiz flieht. Aber auch dort wird Ludwig zwecks Prüfung, d. h. der Untersuchung, ob er seine Mitkämpfer unter der Folter möglicherweise verraten hat, inhaftiert.

Die nachfolgende Abschrift folgt dem Exemplar, das im Moskauer Archiv für sozial-politische Geschichte (RGASPI) im Kominternbestand/Fond Sekretariat Dimitrov archiviert ist.<sup>33</sup> Es enthält einige wenige maschinenschriftliche sowie handschriftliche (nur Buchstabendreher oder fehlende Buchstaben bzw. Leerzeichen) Korrekturen. Auf dem ersten Blatt steht über dem Text maschinenschriftlich: „Dieses Manuskript wurde v. Berta Lask geschickt an die Redaktion der ‚Intern. Literatur‘. Gen. Becher übergab es am 9.7.38 der Deutschen Vertretung.“ Die beiden Sätze wurden wahrscheinlich nachträglich eingefügt, denn ein gleiches Typoskript ohne diesen Zusatz existiert in der Personalakte von Berta Lask im Kominternbestand.<sup>34</sup> Im Nachlass in der Akademie der Künste, Berlin, befindet sich ebenfalls ein Typoskript sowie ein unvollständiges handschriftliches Exemplar.<sup>35</sup> Bei diesem Typoskript handelt es sich um eine nachträgliche Bearbeitung von Lask – ein Zeichen dafür, dass für sie weiterhin der Wunsch bestand (und vielleicht schon seine Realisierung in Angriff genommen wurde), die Erzählung in der DDR zu veröffentlichen. Auffälligste Abweichung ist die Namensänderung des Schreibers Ludwig Valentin in Richard Valentin. Damit hat Lask jede Anspielung auf ihren verhafteten Sohn Ludwig getilgt. Und auch inhaltlich weicht die spätere Version entscheidend von der ursprünglichen Fassung ab: Zwar wird auch Richard von den Schweizer Behörden in einem Turm gefangen gehalten und geprüft, aber die freien Basler Bürger sind mit diesem Verhalten des Rates der Stadt nicht einverstanden und erzwingen von ihm Richards Freilassung und die der anderen Flüchtlinge. Diese schließen sich daraufhin – mit Waffen ausgestattet – den verschiedenen Kämpfen der Bauern an. In der hier abgedruckten Version dauert die Haft Ludwigs/Richards deutlich länger und ist viel stärker von Willkür und Härte bestimmt. Und es ist ein Gefängniswärter, nicht ein Aufstand des Volkes, der die Befreiung der Gefangenen bewirkt. Das Ende der Erzählung ist in beiden Varianten im Wesentlichen identisch.

---

33 RGASPI, 495/74/133, Bl. 83-99.

34 RGASPI, 495/205/1415, Bl. 69-85.

35 AdK, Berta-Lask-Archiv, Nr. 30 (Maschinenschrift) und Nr. 29 (Handschrift). Das handschriftliche Exemplar stammt vom Juni 1938 und enthält die Bemerkung Lasks, dass zehn Seiten vernichtet wurden. Es wurde nicht textkritisch mit dem Typoskript von 1938 verglichen.

Bei der Edierung der Erzählung wurden offensichtliche Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler stillschweigend korrigiert, die Stileigenheiten, z. B. die unterschiedliche Verwendung des Apostrophs und der Groß- und Kleinschreibung bei der Anrede Ihr/euch, aber belassen. Da die Erzählung durchgehend mit „ss“ geschrieben wurde, ist diesbezüglich die neue Rechtschreibung verwendet worden, d. h. an einigen Stellen wurde das „ß“ eingefügt.

### *Dokument*

*Berta Lask: Flüchtlinge*

*Erzählung aus dem deutschen Bauernkrieg 1525 nach einer alten Chronik [1938]*

Die großen Schlachten waren schon geschlagen, die starken, aber uneinigen Haufen der Bauern zersprengt. Statt Sommerregen tränkte Bauernblut die Äcker und Wälder.

Drei Tage schon folterten die Landsknechte des Truchsess den jungen Schreiber Ludwig Valentin. Sie verbrannten sein Fleisch mit glühendem Eisen und schlugen den zuckenden Körper mit nassen Weidenruten. Durch das Dröhnen in seinem Kopf, durch die scharfen heißen Blitze des Schmerzes und den Schrei seiner eignen Stimme hörte Ludwig immer wieder die Frage der Landsknechte:

„Wo sind deine Spießgesellen Fehmar und Rolf?“

Er jubelte, wenn er die teuren Namen hörte. Die Kampfgefährten sind dem Feind entronnen. Sie eilen nach Süden, die freie Schweiz zu erreichen. Sie werden von dort aus den Aufstand neu entfachen. Er schlug die Zähne in die blutende Lippe und schwieg.

Am dritten Tag lag er dem Sturm der Schmerzen hilflos preisgegeben und beschloss, die Wegrichtung der Flüchtlinge zu nennen. Denn im Fiebertraum hatte er die Freunde erschlagen gesehen. So glaubte er, umsonst für die Toten sein junges Leben zu vertun. Doch als sie ihn am vierten Tag aus dem Stall herauszogen, in dem sie ihn gefangen hielten, wurde seine Seele wieder fest. Sein schwanker Körper hielt stand. Die Landsknechte hörten keinen Laut, nur das Knirschen seiner Zähne.

Da kam ein lang gezogenes Brüllen vom Marktplatz her. Der Landsknecht warf das Eisen hin und rief:

„Hör! Der Jäcklein Rohrbach steht an einer Kette am Pfahl. Sie braten ihn zwischen den Scheiten, und die Herren sitzen und zechen. Komm, das ist ein ander Schauspiel. Einen Trunk gibts auch. Der Bursch hier ist ohnedies hin, und sagen tut er nichts.“

So ließen die Landsknechte ihn im Hof der Schmiede liegen und liefen zum Marktplatz. Ludwig sah durch einen dicken Nebel, wie jemand seine Brandwunden mit Öl wusch. Er fühlte kühle Milch in seinen Mund rinnen und dann starken Wein, der mit der süßen Gewalt neuen Lebens seinen ganzen Körper durrieselte.

Dann kam eine lange Kette aus scharfem und dumpfem Schmerz, aus Wachheit und Traum. Ein Wagen ratterte unter ihm. Er lag zwischen Säcken, von einem Plantuch bedeckt.

Das Rattern hörte auf. Zwei Hände zogen ihn behutsam aus dem Wagen, stellten ihn auf weichen Waldboden. Eine gute Stimme neben ihm.

„Fahr wohl, junger Schreiber aus Heilbronn! Fahr wohl, Bruder! Du hast einer guten Sach' gedient. Ich hab dich wie einen Handwerksgesellen gekleidet. Der Ranzen ist mit Brot und Wein gefüllt. Wende dich südwärts ins Land der Freiheit, wo alle Flüchtlinge Heimat finden. Ruhe tags und wandre nachts. Wenn du an den Rheinstrom kommst, kannst du hinüberschwimmen oder findest auch ein Boot, das dich ans andere Ufer bringt. Möge deine Treue dir gelohnt werden! Vergiss uns nicht! Gedenke der freien Bruderschaft!“

Ludwig küsste den Mund, aus dem diese Worte kamen. Es war dunkel. Über hohen Tannen stand ein Stern. Der Wagen rollte leise über den Waldweg. Ludwig wandte sich vom Wege ab. Taumelnd tappte er durch Gras, Farren [Farn] und spitzes Gesträuch und sank auf den Boden, weiches Moos unter sich, mit Tannennadeln bestreut. Er wollte aufstehen. Aber alle Gelenke waren weich, und das Herz schlug matt. Er griff nach der Weinflasche, trank und gewann Kraft, das Glück der Freiheit zu fühlen und das scharfe Weh der Niederlage. Er schleppte sich tiefer in den Wald hinein und blieb dort liegen. Während am Himmel die Sterne immer heller aufbrannten, gedachte er wunderbarer Sommernächte seiner Knaben- und Jünglingsjahre, als er die Ferien beim Großvater auf dem Dorf verbrachte und mit den Hirtenjungen ins Waldgebirge stieg.

Unvergessliche Sommernacht seiner jungen sechzehn Jahre. Sie lagerten auf einer Bergmatte mit ihrer Herde. Zwei junge Hirten schliefen. Der dritte, sein Freund Rolf, blies Schalmei. Ludwig sang und sprach, von der Sommernacht berauscht:

„Oh Leben, köstlich ohnegleichen,  
süßer als Honig, feuriger als Wein.

Liebes Leben, liebe Erde unser.

Unser die liebe Erde

ewig seit Anbeginn.

Unser die Luft mit Wehen und Sturm und Sternen,  
unser des Wassers lieblich Geriesel mit allem Getier.

Leben! Freiheit! Jedes Leben ein heiliges Licht,  
unvergänglicher Stern in den Himmel gebrannt.

Liebe Erde unser.“

Er hatte die schlafenden Hirten umarmt, hatte die Wärme ihres Bluts wie die eigene gefühlt. Trunken singend war er eingeschlafen, indes sein Freund Rolf immer süßer und feuriger auf der Schalmei blies. Seit jener Sommernacht fühlte er sich stärker und brüderlicher allem Volk verbunden. Und gewisser als alle gelernte Bibelweisheit war ihm, dass die Erde allen gehört und das Leben des Volks heilig, frei und unverletzlich sein muss. Misshandlung anderer Menschen,

Missachtung ihrer Freiheit und Lebensgesetze empfand er wie körperlichen Schmerz.

Als Rolfs Vater nach der Auspeitschung im Schulturm starb, weil er Zehnten und Buße nicht zahlen konnte, brannte diese Tat mit vielen anderen Schlägen und Ungerechtigkeiten am Volke verübt als eine nie heilende Wunde in seinem Herzen.

Sein Freund Rolf reifte zum Mann. Er spielte den Bauern jetzt andere Weisen auf wie in jener Sommernacht. Er blies Sturm. Riesig von Wuchs, wettergebräunt, war er weit herum bekannt. Im Winter wanderte er durch die Dörfer und predigte die Freiheit der Bauern als von Gott verheißen. Es geschah auch, dass er Gesichte hatte und vom Reich der Zukunft weissagte. Zuweilen besuchte er seinen Jugendgespielen Ludwig in Heilbronn.

Der war ein Schüler des staatsklugen Denkers Wendel Hipler geworden und lernte von ihm aus stürmischen Gefühlen die klaren Perlen der Gedanken formen. Er stand als Schreiber in Hiplers Dienst und benutzte die Nächte, um aus Büchern das Wissen zu holen, das seinem Lehrer die Kraft der Weisheit gab. Auch erkannte er früh, dass Ritter und Fürsten im Waffengebrauch geübt waren als das einfache Volk, und übte sich im Fechten und Schießen. So wartete er auf die Zeit des Kampfes, bescheiden arbeitend, seine freien Tage mit dem einfachen Volk verbringend.

Festliche Stunden, wenn Rolf, Kopf und Nacken vorsichtig neigend, durch die niedere Tür seiner Turmkammer trat. Sie sahen mit stiller Bewunderung, wie jeder in seinem Bezirk reifte und wuchs. Rolf prüfte, ob Ludwig dem geheimen Bund treu geblieben war und sich nicht durch weiches, städtisches Leben abbringen ließ. Ludwig half, dem stürmischen Freiheitsdrang des Hirten in klaren Forderungen Ausdruck zu geben.

Als der große Tag kam, gesellte sich Ludwig zum hellen Haufen der Bauern, zur Bundschuhfahne, der er die Treue schwur. Er half, die Ungeübten in den Waffen zu schulen. Klug und besonnen lehrte er sie die Kriegskunst nach den Weisungen seines Meisters. Rolf traf er dort als einen der Führer des Haufens.

Auf Märschen unter den Bauernfahnen und in der Schlacht erfüllten ihn Rausch und Begeisterung jener Sommernacht, doch tiefer, stärker, vom Atem der Masse durchströmt. Das Reich der freien Bruderschaft nahte heran. Schon lebte es in ihrem Blut, in ihren Fahnen, in ihrem Gesang.

...

Die dunklen Tannen um den Fiebernden wurden zu Fahnen, die leisen Stimmen des Waldes zu lautem Gesang. Gesichter von Freunden und Kampfgefährten tauchten aus den Büschen. Fehmar und Rolf gingen den Bauern voran und winkten ihm.

Zwei Tage und Nächte lag der Flüchtling im Gebüsch zwischen Wachheit und Fieberschlaf. Vom Waldweg her kam trunkner Gesang der Landsknechte, kamen Schreie von Flüchtigen und Schüsse der Verfolger. Die Schüsse weckten die

Erinnerung an Blut und Flucht, an einen Acker, dichter mit Bauernleichen besät als zur Ernte mit Garben.

In der dritten Nacht fand Ludwig die Kraft, aufzustehen und südwärts zu wandern. Er befolgte den Rat seines Retters, wanderte nachts und schlief am Tage. Zuweilen begegnete er Hirten auf einsamen Weideplätzen. Sie gaben ihm Brot, Milch und Käse und zeigten ihm die Wegrichtung. Auch Flüchtlinge traf er auf dunklen Waldwegen und hungrig umherirrende Frauen und Kinder aus verbrannten Dörfern. Die Nähe zerstörter Dörfer zeigten wie Wegweiser an den Bäumen hängende Bauernleichen.

Die Hirten hatten Ludwig so genau erklärt, wie er den Strom erreichen und wo er am besten übersetzen könne, dass er oft die Landschaft vor sich zu sehen meinte, die weite Ebene und den buschigen Uferrand. Doch noch schien es ihm wie ein Wunder, und er hoffte nicht fest auf einen glücklichen Ausgang seiner Flucht, bis in einer wolkigen Nacht der Wasserspiegel vor ihm lag, von wenigen Sternen dürrig beleuchtet.

Ludwig jauchzte leise. Eine plötzliche Schwäche ließ ihn niedersinken. Er saß am Fuß einer Weide und blickte wie gebannt auf den mächtigen Strom, der in ruhigen Wellen dahinfließ. Am anderen Ufer lag die Schweiz. Dort hatten die Bauern vor dreihundert oder mehr Jahren das Ritterheer geschlagen und die Freiheit erkämpft. Glückliches, freies Land, Zuflucht und Vorbild der Menschheit, jedem Glück und Freiheit bringend, der es betritt!

Ludwig breitete die Arme aus und ging ans Ufer. Er tat einige Schritte ins Wasser, das nicht sehr kalt war, und als er den Boden verlor, warf er sich mit starkem Stoß nach vorn und schwamm der kleinen Insel in der Mitte des Stromes zu. Die Strömung war nicht allzu stark. Der Mond trat aus den Wolken und verbreitete einen großen Glanz, der den Schwimmer zu tragen schien. Glücklich und ohne Gedanken an die Gefahr sang Ludwig die Verse jener Sommernacht:

„Oh Leben köstlich ohnegleichen,  
süßer als Honig, feuriger als Wein,  
liebes Leben, liebe Erde unser.“

Das ruhige Glück blieb in ihm, als seine Kräfte nachließen und die Strömung ihn von der Insel forttrug. Seine Augen sahen das Land der Freiheit. Es war da, von hohen Bergen bewacht, vom breiten Strom behütet. Ein seltsames Rauschen war in seinem Kopf, wie ferne Musik. Als er zu sich kam, lag er auf einem breiten Floß aus Schwarzwaldtannen. Die Flößer standen um ihn herum. Einer, der ihm Wein gab, fragte:

„Willst hinüber?“

Ludwig nickte.

„Das dachten wir gleich. Die frische Narbe an deinem Hals. Bist von der freien Bruderschaft? Wir auch. Fahr' hinüber, Bruder. Sie sollen dich lehren, wie mans besser macht. Sammelt ein Heer an der Grenze! Wir wollen noch einmal kämpfen. Steig in dieses Boot! Es wird dich hinüberbringen.“

Ludwig bestieg ein kleines Boot, das ein schweigsamer Mann ruderte. Als sie schon dem Ufer nahe waren, fragte der Mann:

„Kennst du den Hirten Rolf?“

Ludwig nickte. „Ich kenn’ ihn wohl.“

„Er war zweimal bei uns am Strom und hat uns zum Kampf aufgerufen. Ob er noch lebt?“

„Sie sagen, er lebt.“

„Dann wird noch einmal gekämpft“, rief der Mann freudig. „Der beugt sich nicht. Der ist stark. Er wird uns zum Siege führen. Sag ihm, wir warten.“

„Ich werd’s ihm sagen, Bruder.“

Ludwig stieg aus, hörte noch das leise Plätschern des Ruders und sank sofort in einen tiefen Schlaf. Der Schweizer Bauer, in dessen Haus er erwachte, sagte ihm, dass er zwei Tage und Nächte geschlafen habe. Eine junge Frau mit hellem Haar und breiter Stirn brachte ihm kräftiges Essen.

„Es sind viele Flüchtlinge gekommen“, sagte der Bauer. „Bald weiß die Regierung nicht, wie sie sich stellen soll. Es kamen auch kürzlich zwei von euren Führern über den Fluss. Aber nur einer hat das Ufer erreicht.“

„Wie heißen sie?“

„Fehmar und Rolf. Die deutschen Landsknechte haben ihnen nachgeschossen. Sie zielten gut. Der Fehmar blieb im Fluss. In Basel war ein großer Umzug mit Fahnen und Gebet. Da haben sie eure Toten als Kämpfer und Helden geehrt, auch diesen, der im Rhein ertrank.“

Ein Leuchten ging über Ludwigs Gesicht. Die in Deutschland Gehetzten, Beschimpften, Gemarterten, auf Scheiterhaufen Verbrannten, hier werden sie als Kämpfer und Helden geehrt. Hier ist die Heimat.

Ludwig hörte, dass Rolf in Basel sei, und war voller Ungeduld, ihn zu treffen. Die Stadt Basel schien Ludwig noch schöner als Heilbronn, stattliche Häuser, an den Rand des mächtigen Stroms gebaut, und stärker als daheim wärmte die Sonne.

Er wanderte durch die Stadt, träumend wie ein Genesender, dem langsam die Kräfte wiederkehren. Es lockte ihn, die Brücke zu betreten, die den breiten Strom kühn überspannte. In der Mitte, ans Geländer gelehnt, stand ein hochgewachsener Mann und starrte in die Strömung. Es war Rolf. Er umarmte Ludwig lange schweigend, dann, den Arm um Ludwigs Schulter legend, nahm er seine frühere Haltung ein und sagte:

„Im Rhein werden die Hechte fett von deutschen Bauernleichen. Bis hier nach Basel kommen bisweilen unsere toten Brüder geschwommen.“

Und plötzlich bitter auflachend fügte er hinzu: „Dann fischt man sie heraus und bestattet sie mit Gesang. Für die Toten ist’s gut hier. Sie stehen hoch in Ehren.“

„Für die Toten? Ich mein’ für die Lebenden muss es gut sein bei unseren freien Schweizer Brüdern.“

„Nicht dieses Geschlecht hat die Freiheit errungen, sondern ein vergangenes. Nun ist ihnen die Freiheit schon ein alter Besitz, den sie eingefriedet haben in

Mauern und hundert Gesetzen. Wir sollen ihre Ruh nicht stören. Die Bürger sitzen breit und fest in der Stadt und die Bauern auf ihren Höfen.“

„So sind sie uns nicht Freund?“

„Freund sind sie wohl und dennoch fremd. Unser Leid ist ein anderes und unser Kampf.“

„Sie wollen uns nicht helfen, ein Heer zu sammeln, Rolf?“

„Sie versprechen viel, sind aber zag und säumig im Tun. Haben sie ein neu Rathaus gebaut oder eine neue Kirch’, dann jubilieren sie durchs ganze Land. Unsere Sach’ macht ihnen wenig Beschwer. Auch ist nicht die richtige Bruderschaft unter ihnen. Die Reichen, die sich ‚die Ehrbaren‘ nennen, haben zu viel Stimm’ im Rat.“

„Die Brüder drüben warten auf uns, Rolf. Ich hab viel Botschaft an dich von Bauern, von Hirten, von Rheinflößern. Sie sagten mir: Melde dem Hirten Rolf, er soll uns wieder aufrufen. Wir sind bereit.“

Rolf trat vom Geländer zurück, reckte die Arme und ballte langsam die kräftigen Hände, eine Bewegung, die Ludwig an ihm kannte.

„Sie sind bereit. Gut, ich bin auch bereit. Ein klein Fähnlein haben wir schon beisammen. Wir werden noch einmal kämpfen, und diesmal solls besser geraten. Ludwig, mein Bruder, bist ein Schreiberlein und weißt doch von der Kriegskunst mehr als ich. Man muss vom Feind lernen, wie er alles vorbedacht und hinterhältig ins Werk setzt, nicht so tumb und grad wie wir Bauern. Dann wirds uns geraten.“

Er brach ab, blickte besorgt in Ludwigs schmales bleiches Gesicht, riss ihm das Wams auf und sah schwach vernarbte Wunden.

„Ah, die Teufel! So haben sie dich gezwickt. Wir müssen dich heil pflegen. Du sollst unser Lehrmeister sein.“

Er fragte nach dem Schicksal mancher Freunde. Als er von Jäcklein Rohrbachs grausamem Tod erfuhr, brüllte er auf und riss am Geländer der Brücke, als wolle er es zerbrechen. Dann fasste er Ludwigs Hand und führte ihn in eine kleine Weinschenke mit einem Gärtlein am Fluss.

„Nun, berichte mir, Freund, was sie dir taten und wie du entkamst.“

Beim Anhören des Berichts seufzte Rolf und knirschte mit den Zähnen. Ein schwarz gekleideter junger Ratsherr mit einer Kette um den Hals betrat den Garten, setzte sich an den Nebentisch und bestellte Wein. An seinem runden Gesicht saß ein kleiner Spitzbart und machte es ansehnlich. Er grüßte hinüber und sagte leichthin:

„Habt gewiss schon mit eurem Fähnlein exerziert, Bruder Rolf, großer Krieger?“

„Gewiss, wie immer“, erwiderte Rolf. „Heut kam ein neuer Freund. Der wird unser Lehrmeister sein.“

„Wieder ein deutscher Flüchtling?“ Der Ton des Ratsherrn war weder freundlich, noch unfreundlich. Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte der Ratsherr, bedächtig trinkend:

„Ist er schon geprüft?“

„Wie denn geprüft? Er bestand vor Gott und Menschen als tapferer Streiter für unsere Sach’.

„Kennt Ihr nicht die neue Verordnung, dass jeder Flüchtling muss geprüft werden, ob er redlich sei?“

„Solche Verordnung ist mir nicht bekannt. Mir ist bislang nur bekannt, dass die fürstlichen Schergen in Deutschland prüfen mit glühendem Eisen oder brennendem Holzstoß. Auch dieser wurde so geprüft.“

Rolf streifte einen Ärmel von Ludwigs Wams zurück. Ludwig errötete unwillig.

„So wird es nicht schwer für ihn sein, die Prüfung zu bestehen“, sagte der Rats Herr mit gezwungenem Lächeln, zahlte seinen Wein und stand auf.

„So eilig heute?“ Rofs Stimme klang gereizt.

„Der Rat von Basel hat immer wichtige Geschäfte. Es blühet unsere herrliche Stadt, reich durch Gewerbe und Handel. Der beutegierige Nachbar jenseits des Stroms sieht es mit Neid.“

„Helft uns die beutegierigen Herren schlagen! Dann werden wir freien deutschen Bauern und Städter euch freundliche Nachbarn sein.“

Rolf war aufgesprungen und streckte dem Ratsherrn die Hand entgegen. Ludwig schien es, dass der Ratsherr zu lange zögerte, bis er seine kurze weiße Hand in die mächtige braune des Hirten legte, in der sie ganz verschwand. Ludwig betrachtete mit Liebe die Hand seines Kampfgefährten, die so wuchtig den Feind traf und doch so warm eine Freundeshand zu umschließen verstand.

„Nicht so jach, wilder Krieger“, sagte der Ratsherr. „Schaut erst, wie das Volk in anderen Gauen eures großen Landes sich verhält, dass euch die Fürsten nicht wieder überlisten und zersprengen. Unsere Väter verstanden die Sach besser als ihr.“

„Den Kampf werden wir schon allein bestehen. Aber wie stehts mit den Feuerbüchsen, die ihr uns liefern wollt? Unsere Brüder drüben verbluten.“

„Wenn der Rat von Basel die Sach’ mit dem Wegebau ins Reine gebracht hat, wird er sich mit den Feuerbüchsen beschäftigen, Freund.“

Der Ratsherr ging rascher hinaus, als es sich mit seiner sonst geübten Würde vertrug. Rofs Arme hingen schlaff herab.

„So ist das. Unsere Toten ehren sie. Aber die Lebenden sind ihnen zur Last. Wär’ vielleicht besser, ein Schwert in die Brust gestoßen und tot sein.“

„Der Toten Geist grüßt uns und befeuert unser Blut. Doch wir Lebenden müssen kämpfen. Den Toten allein gedeihts nimmer.“

Rolf ließ sich schwer auf die Bank fallen. Sie tranken Glas um Glas ohne Lust, bis im bunten Nebel ihrer Köpfe Kampf, Sieg und Untergang sich mischten und beladene Schiffelein den Rhein hinauf und hinunter fuhren.

Am nächsten Morgen begannen sie, gemeinsam zu arbeiten. Ludwig machte dem Bauernführer klar, wie nur ein aus vielen Gauen vereinigtges Bauernheer die Fürsten und Prälaten schlagen könne. Und Rolf begriff jetzt nach der Niederschlagung der getrennten Haufen, dass nur solches Tun den Sieg verbürge. Vor Begeisterung und Erregung fiebernd, verbrachten sie Tage und Nächte mit dem

großen Grundplan des neuen Feldzugs, der den Bauern die Freiheit und dem zerrissenen deutschen Reich die Einheit bringen sollte. Sie verließen in dieser Zeit Rolf's Wohnung nicht und wussten nichts von der Außenwelt. Nach einigen Tagen suchte Ludwig die Dachkammer auf, die ein Schreiner ihm freundlich angeboten hatte. Der Schreiner empfing ihn mit erstem Gesicht.

„Man hat schon nach dir gefragt, Bruder. Denn du bist noch nicht geprüft.“

Es verging auch kaum eine Stunde, da kamen sie von der Stadtvogtei, Ludwig zu holen, und setzten ihn in den Turm.

„Warum setztet ihr mich in den Turm,“ fragte Ludwig, „soll ich nun ein Gefangener sein im Lande der Freiheit?“

Er lachte bei diesen Worten, denn es schien ihm ein Scherz oder Narrenspiel.

„Nein, Bruder“, sagte der bewaffnete Stadtknecht, „du sollst nur geprüft werden.“

Zu seiner Verwunderung bemerkte Ludwig unter den Gefangenen mehrere Deutsche, die an ihrer Sprache kenntlich waren. Also werden sie auch geprüft, dachte Ludwig. Vielleicht werde ich viele Stunden mit dieser Prüfung verlieren und kann erst am Abend wieder bei Rolf sein. Nun, der Schweizer gutes Recht ist es, ihre Gäste zu prüfen. Nur verdross es ihn, dass es im Turm geschah. Ein solcher Ort schmeckt nach Unehre oder Feindschaft. Und keines von beidem hatte er hier erwartet.

Der Tag verging und es kam die Nacht. Aber außer dem Wärter, der dürftige Nahrung brachte, ließ sich niemand sehen. Am nächsten Tage wurden ein kleiner Tisch und zwei Stühle ins Verließ getragen. Es erschien ein Richter im Talar mit einem Schreiber.

„Nimm es nicht für ungut, junger Flüchtling, dass wir dich prüfen“, begann der Richter. „Es kamen manche Abenteurer und Gaukler ins Land, uns nicht zum Frommen. Auch kam falsches Volk, das um Gold feindlichen Fürsten unsere Befestigungen wollt' verraten. Darum müssen wir jeden prüfen.“

„Ich nehm' es nicht für ungut, ehrbarer Richter“, erwiderte Ludwig. „Nur sollte die Prüfung auf offnem Marktplatz vor sich gehen oder in einem großen Saal, wo alle uns hören und Rede und Widerrede wägen. Solches scheint mir würdig eines freien Volkes zu sein und eines Flüchtlings, der für die Freiheit streitet.“

Der Richter räusperte sich und sagte rasch und leise, ohne den Gefangenen anzusehen, dass über solche Dinge Rat und Gericht verfügten, wie es seine Ordnung habe.

„Nicht die Ordnung eines freien Volkes“, rief Ludwig heftig, „vielmehr die Ordnung von Tyrannen, die des Volkes Stimme fürchten.“

Der Richter ermahnte Ludwig, den Gang der Prüfung nicht aufzuhalten und auf alle Fragen zu antworten, was Ludwig auch tat. Er breitete sein ganzes Leben bis auf den heutigen Tag vor dem Richter aus. Die Feder des Schreibers flog über das Papier, alles sorgsam aufzeichnend. Danach stellte der Richter die Frage:

„Wann sahst du den Hirten Rolf in Deutschland zuletzt?“

„Zuletzt kurz vor dem Ausgang der Schlacht. Denn wir standen beide vorn, wo der Sturm am heißesten brauste, und entwichen unter den Letzten.“

„Bis hierhin kann der ehrbare redliche Hirt deine Aussagen wohl bestätigen“, sagte der Richter. „Ob du aber unter der Folter fest bleibst und nicht untreu wurdest, dafür musst du Zeugen beschaffen.“

„Wie kann ich dafür Zeugen beschaffen?“ erwiderte Ludwig. „Es sei denn, dass Ihr Boten nach Deutschland in jene Stadt schickt und den Schmied befragt, in dessen Hof ich gefoltert wurde, und auch einen Ackerbürger, der dort wohnt.“

Der Richter stand auf und sagte, dass er dies dem Rat und den Schöffen unterbreiten wolle. Bis dahin aber müsse Ludwig in Gewahrsam bleiben. Als der Richter gegangen war, ließ sich Ludwig auf das Stroh nieder und blickte durch das hohe Fensterloch in den Himmel. Er glaubte kurze Zeit, in einem deutschen Kerker zu sitzen, und begann eben auf Gewalttat oder Flucht zu sinnen, als ihm plötzlich das Bewusstsein wiederkehrte, dass er im Turm zu Basel saß bei den freien Schweizer Brüdern. Er fühlte einen üblen, faden Geschmack im Munde. Von trostloser Müdigkeit befallen sank er auf das Lager.

Rat und Gericht hatten nicht die Absicht, Ludwigs Bericht durch Entsendung von Boten nachzuprüfen. Doch Rolf ließ ihnen keine Ruhe. Er sprach auf offenem Markt von der geheimen, ungerechten Prüfung, erregte dadurch das Volk und erreichte die Entsendung der Boten. Als Händler verkleidet wurden zwei Boten über den Rhein nach Deutschland geschickt, um Ludwigs Bericht nachzuprüfen. Sie erreichten auch wirklich die Stadt, fanden die Straße, in welcher der Schmied gewohnt hatte. Doch war die ganze Straße von den Landsknechten niedergebrannt und Schmied wie Ackerbürger erschlagen worden, weil sie Flüchtlingen aus dem Bauernheer Unterschlupf gewährten.

Es vergingen einige Wochen, bis die Boten zurückkehrten, von Entsetzen erfüllt über das, was sie in Deutschland sahen. Dieses Entsetzen teilte sich dem Volke mit. Nur Rat und Richter wurden wenig davon ergriffen. Sie ließen Ludwig sagen, dass er andere Beweise seiner Unschuld und Redlichkeit herbeibringen müsse. Sonst werde er im Turm verbleiben. Ebenso ging es den anderen Eingekerkerten, die Zeugen ihrer Unschuld aus Deutschland nicht herbeizuschaffen vermochten.

Seit Ludwigs Gefangensetzung hatte Rolf das Lachen verlernt. Den Finstren nannte ihn alles Volk. Als er den Beschluss vernahm, dass Ludwig im Turm verbleiben müsse, forderte er Zutritt zu einer Ratssitzung. Er betrat den gewölbten Saal, durch dessen hohe Fenster buntes Licht gebrochen fiel, und redete den Rat an.

„Ehrbarer Rat, verzeiht, dass ich, ein einfacher Hirt, den hohen Rat anrede. Doch wenn mir die Kraft gegeben ward, mit dem Schwert gegen das Unrecht der Welt zu kämpfen und viel Volks zu diesem Kampf entzündete, so mag mir auch die Kraft des Wortes gegeben sein. Man muss Gericht halten über falsche Richter. Denn ein Gericht soll eingesetzt sein, Schuld von Unschuld zu scheiden, Recht gegen Unrecht zu setzen. Ihr aber macht Unrecht aus Recht und Schuld

aus Unschuld. Ihr werft Leute in den Turm, dass sie darin verbleiben, und heißt sie schuldig, ob sie es sind oder nicht. So würgt Ihr die Freiheit, wie die Fürsten und Herren erwürgten die Freiheit der Bauern. So mordet Ihr die Menschen, wie die Landsknechte des Truchsess unsere Brüder morden.“

„Verwegene Worte sprecht Ihr, Rottenführer Rolf.“

„Die Wahrheit klingt immer verwegen und muss doch gesagt werden. So will ich noch verwegene Wahrheit sagen. Nicht nur die Menschen mordet Ihr. Hoffnung und Glauben der Völker mordet Ihr, denen euer freies Land Sporn und Vorbild war. Wer um Freiheit kämpfte, wollte euch Schweizern gleich sein an Mut, Rechtssinn und Menschlichkeit. Doch weder Rechtsinn noch Menschlichkeit finde ich mehr bei euch.“

„Wollt Ihr, ein Gast, unser edles Volk beschimpfen? Sagt lieber eure Beschwer, so Ihr welche habt.“

„Warum sitzt mein Freund Ludwig, der um die Freiheit sein Blut ließ und an seinen Wunden siecht, in eurem Turm?“

„Er bestand die Prüfung seiner Redlichkeit und Unschuld nicht. Er gab keinen gültigen Beweis.“

„Ist euch das kein Beweis, dass sein Leben vor euch ausgebreitet liegt von Kindheit an und ward echt befunden? Ist euch das kein Beweis, dass er Wendel Hipler in Treuen diente als ein Schreiber der gerechten Sach' und in der vordersten Reihe die Brust dem Feinde bot?“

„Wir verlangen Beweise, die vor Gericht gültig sind von seinem Tun nach der Gefangennahme.“

„Er wusste, dass Fehmar und ich uns nach Süden wandten, die Schweiz zu erreichen. Hätte er dies bei der Folterung verraten, so hätten die Häscher uns gefasst. Sie fassten uns nicht.“

„Dies zählt vor Gericht als Annahme, als Möglichkeit, doch nicht als vollgültiger Beweis.“

„Was verbergt Ihr euch hinter Formeln und Worten, indes jenseits des Stroms unsere Brüder verbluten und warten, dass wir uns rüsten zu neuem Kampf?“

„Nur wer getreu blieb, taugt zum Kampf.“

„So öffnet eure Augen und eure Herzen, dass Ihr wahrhaft unterscheidet, wer getreu! Sind eure Sinne so schwach und euer Verstand so entwurzelt, dass Ihr Menschenwert nicht mehr zu erkennen vermögt? Vermochtet Ihr Abenteurer und Gaukler nicht zu durchschauen und wollet deshalb unsere Besten verderben zum Leid und Schaden der Völker? Hütet euch, dass Ihr nicht unsere heilige Fahne befleckt! Hütet euch, dass Ihr nicht den Ruf der Freiheit schändet! Dann werden die Finsterlinge Gewalt bekommen über die Völker.“

Rolfs Stimme tönte wie eine Glocke durch den Saal. Die Ratsherren saßen schweigend, geduckt. Nur der Bürgermeister gab Antwort. Sein hageres, pergamentnes Gesicht blieb finster und starr.

„Dass wir nicht die Stimme Gottes missachten, Brüder!“ sagte jetzt ein Junger mit kühnen Augen. „Mich deucht, er spricht die Sprache unserer Ahnen.“

„Die Jugend soll ihre Worte besser hüten.“ Der hagere Alte warf einen strafenden Blick auf den Sprecher.

„Gebt meinen Freund Ludwig frei und die anderen Getreuen! So werde ich von dannen ziehn mit meinem Fähnlein ohn' Heer und ohne die Feuerbüchsen, die Ihr uns verspracht. Besser ist es, dem Feinde die nackte Brust zu bieten und zu fallen als bei euch zu faulen oder zu verdorren.“

Die Wanduhr tickte laut durch den schweigenden Saal, als der Bürgermeister das Wort ergriff.

„Du wirst weder mit Feuerbüchsen von dannen ziehn, noch ohne sie, denn deine Sprache ist die eines Verächters und Feindes. Du hast das Land der ehrbaren Bürger und Bauern geschmäht. Wir haben dem Ruhm deiner Taten zu sehr gelauscht und vergaßen darob, dich besser zu prüfen. Auf, Stadtknechte, führt ihn ab in den Turm zu seinem Freund, auf dass sie besser geprüft werden!“

Rolf lachte jäh auf. Er ließ die Arme schlaff herabhängen und regte seine starken Hände nicht, als die bewaffneten Knechte ihn ergriffen. An der Tür blieb er stehen und blickte lange in den Saal, auf dem die schwere Wolke des Schweigens lag.

„Im kommenden Reich, dass Ihr zu schauen nicht mehr würdig seid, werden wir die Bausteine sein, wir, nun verraten, verlassen und verworfen. Euer aber wird man nicht mehr gedenken, wenn das leuchtende Haus der Freiheit errichtet ist. Oh deutsch Bauernvolk, geschlagenes, wann wird deine Stunde kommen?“

Rolf und Ludwig wurden zusammen in ein hoch gelegenes Turmverlies gebracht, von dem aus man weit in die Ebene sah und über den Fluss. Sie blickten weiter ins Land als von jenem Turmstübchen in Heilbronn, in dem sie einst ihre Träume von Freiheit gesponnen hatten.

Die Gefangenen merkten bald, dass man sie nicht ernsthaft prüfte. Es wurden nur zum Schein einige Fragen gestellt. In der ersten Zeit war der wilde, tatkräftige Rolf sehr still. Er saß stundenlang mit abwesendem Blick und sprach vom künftigen Reich, in dem die von der bösen Welt verworfenen Bausteine wieder aufgehoben und eingemauert würden in das leuchtende Haus der Freiheit.

Ludwig lehnte sich gegen das grausame Schicksal auf. Er konnte nicht fassen, dass die sinnerfüllte, gerade Bahn seiner hellen Gedanken plötzlich in sinnlose Leere münden sollte. Er wollte nicht glauben, dass Männer der Freiheit das Leben eines Freiheitskämpfers zerbrachen. Wenn Rolf sagte, die böse Welt sei noch nicht reif für das Reich des Lichts und der Freude, da selbst die freien Schweizer Bürger voller Falsch sich erwiesen und die deutschen Bauern, wie die Wärtler ihnen meldeten, immer grausamer hingemetzelt wurden, erwiderte Ludwig:

„Unsre Brüder warten. Sie haben uns gemahnet und gerufen.“

Die Turmwärtler zeigten sich zu Anfang unzugänglich. Sie hielten die Gefangenen für Landesfeinde. Auch waren sie bei ausreichendem Sold dem Rat ergeben. Doch allmählich gelang es Ludwig und Rolf, die Wärtler umzustimmen, indem sie nachwiesen, wie sie für Recht und Freiheit einen guten Kampf geführt und alle anderen Freuden der Welt deshalb eingebüßt hatten. Ein alter Wärtler, der Sohn

eines armen Hirten, vermittelte ihnen nun die Verbindung mit den Freunden draußen. Ludwig beschwor die Gefährten in geheimen Briefen, nicht auseinanderzulaufen, noch kampflustige Schweizer anzuwerben und sich bereitzuhalten.

Im vierten Monat ihrer Haft, als der Wein zu reifen begann, erfuhren sie durch einen geheimen Brief, dass die Schwarzwälder Bauern, von ihren Herren niedergetreten, zu neuem Aufstand rüsteten. Bei dieser Nachricht verwandelte sich Rolf. Er reckte die Arme, ballte die kräftigen Hände wie früher, umarmte Ludwig und rief:

„Oh, wie hat doch dieser ehrbare Rat mich meiner Ehre und Kraft beraubt. Auf, nicht gezögert! Das kommende Reich soll ein heutiges sein. Wir bereiten uns mit dem Schwert.“

In der Nacht kam der alte Wärter in ihre Zelle und sprach:

„Bemüht euch nicht um Feilen und Seile! Das Volk will nicht, dass Ihr euer kostbares Leben an den kantigen Mauern dieses harten Turms verspritzt. Die Getreuen erwarten euch. Folget mir!“

Er führte sie die hohe Treppe hinab über den Hof, über Wall und Graben dorthin, wo ihre Getreuen sie erwarteten.

Am nächsten Morgen zog ein starkes Fähnlein deutscher Flüchtlinge, auch manch kräftiger Schweizer unter ihnen, durch die Straßen von Basel. Trommler und Pfeifer marschierten voran. Ihnen folgten Ludwig und Rolf in Lederkollern als Führer des Haufens, alle wohl bewaffnet. Und das Volk auf den Straßen grüßte sie. Vor dem Rathaus ließ Rolf halten und rief hinauf:

„Komm heraus, ehrbarer Rat, dass Ihr uns prüfet! Wie können wir ungeprüft von dannen ziehn?“

Doch im Rathaus blieb es still. Nur das Lachen der Menge und freudiger Zuruf gaben Antwort.

Sie erreichten die Heimat, stießen zu den Schwarzwälder Bauern, zogen ein Heer zusammen und kämpften einen guten Kampf. Doch schon war die Kraft der Bauern im übrigen Reich gebrochen. So wandte sich die ganze Übermacht der fürstlichen Heere gegen sie und zersprengte abermals das Heer der Aufständischen.

Rolf und Ludwig gelang es mit einer kleinen Schar, Pferde der feindlichen Reiterei zu erbeuten und sich durchzuschlagen. Sie bestanden viele Scharmützel und erreichten nach langem, gefahrvollem Ritt über Tirol das Salzburger Land. Denn dort hatten Bauern, Bergknappen und die Stadt Salzburg ihre Herren in mancher Schlacht geschlagen und gaben, obwohl das Glück sich wandte, den Kampf nicht auf.

Rolf und Ludwig überwinterten bei den Salzburger Freiheitskämpfern, in den Waffen sich ühend. Das kühne Bergvolk dachte, den dauernden Sieg zu erringen, und schickte Boten an den Bauernfeldherrn Geismaier, der in der Kriegskunst allen Feinden gewachsen war.

Geismaier kam im Frühjahr, hielt Heerschau ab und war guten Muts, obwohl der Feind von vier Seiten heranmarschierte, Bayern, Österreicher, schwäbische Bundeinheiten und die Landsknechte des Erzbischofs.

„Wir werden sie getrennt schlagen“, rief Geismaier und lachte breit und fröhlich, dass alle Zähne sichtbar wurden. „In der Kriegskunst sind wir ihnen gewachsen, und unsere Streiter sind keine Söldner, sondern Männer in Freiheit.“

Da er die Truppen bereits kennen gelernt hatte, zog er die Hauptleute zu einem Kriegsrat zusammen, unter ihnen Rolf und Ludwig. Rolf trat vor und sagte:

„Wie können wir als Hauptleute unsere tapfren Brüder führen? Sind wir doch noch nicht geprüft.“ Und berichtete, wie der Rat von Basel sie zur Prüfung in den Turm warf, das Volk aber sie befreite.

„Für uns seid Ihr genug geprüft durch eure Taten“, rief der Führer der Bergknappen, „und ist kein Verrat an euch befunden worden wie an manchen anderen, die sich Hauptleute der Bauern nannten.“

Der fröhliche Geismaier sagte mit ernst zusammengezogenen Brauen:

„So im Rat zu Basel Feinde der Freiheit sitzen oder blinde Greise, soll uns das nicht kümmern. Wir werden nicht unsere besten Kämpfer beiseit stellen, den Fürsten und Pfaffen zur Freude. Auf zu den Truppen, Ihr Hauptleute! Macht eure Sach' gut!“

Und sie machten alle ihre Sach' gut. Im Mai beim süßen Duft von Flieder und Waldmeister, in der funkelnden Junisonne beim betäubenden Duft des Holunders schlugen sie nach gutem Kriegsplan in vielen Gefechten, so Bayern wie Österreicher, schwäbische Bundeinheiten und die Landsknechte des Erzbischofs.

Als den Hauptmann Rolf in einer waldigen Schlucht die tödliche Kugel traf, sprach er im Niedersinken: „Stürmt weiter, Brüder! Errichtet das Reich! Ich aber gehe ungeprüft von ihnen.“ Und lächelte. Mit einem sieghaften Lächeln ließ der Tod sein Antlitz gezeichnet.

Der Feind zog immer größere Truppenmassen heran, und die kühnen Salzburger Bauern und Bergknappen schmolzen zusammen. Von einem heftigen Gefecht kehrte der Hauptmann Ludwig Valentin nicht wieder, der junge Schreiber aus Heilbronn, und beschloss sein tapferes, gutes Leben mit einem tapferen, guten Sterben.

Sie begruben die Freunde in einem gemeinsamen Grab. Der Feldhauptmann Geismaier sprach:

„Ehre den Toten, den viel Geprüften! Den Lebenden Brüderlichkeit! Wer der Brüderlichkeit vergisst und lässt verderben Streiter der Freiheit aus feiger Menschenfurcht oder geheimer Feindschaft, der erwirbt den Hass der Völker, die aufstanden zur freien Bruderschaft. Unseren letzten Gruß euch, deutsche Brüder!“

Sie ehrten die Freunde mit Zuruf und Gesang. Dann scharten sie sich um ihren Feldhauptmann, durchbrachen die Reihen des übermächtigen Feindes und

schlugen sich durch auf venezianisches Gebiet, nicht verzweifelnd, sondern neue Kämpfe vorbereitend.

Das Schicksal des Hirten und des Schreibers lebte im Volke fort.

### **„Wegbereiterinnen IX“ Kalender 2011**

Auch die neunte Ausgabe des Kalenders versammelt Beiträge über Frauen, die sich in Politik, Gewerkschaften, im Widerstand, in der Kunst oder als Schriftstellerinnen für die Rechte der Frauen eingesetzt haben.

*Porträtiert werden:*

Brigitte Alexander, Judith Auer, Marie Boehlen, Martha Fuchs, Hope Bridges Adams Lehmann, Karin Michaëlis, Georgia O’Keeffe, Hilde Radusch, Larissa Reissner, Hilde Schimschok, Amalie Seidel und Johanna Tesch.

*Autorinnen des von Dr. Gisela Notz herausgegebenen Kalenders sind:*

Claudia von Gélieu, Hella Hertzfeldt, Monika Jarosch, Annette Neumann, Gisela Notz, Shelley Rose, Ulrike Schätze, Christl Wickert und Therese Wüthrich.

*Zu beziehen über:*

Pellens Verlag, Meckenheimer Allee 158, 53115 Bonn per Fax: 0228 659766 oder per E-Mail: [anita@pellens.de](mailto:anita@pellens.de)